

Bernd Waldmann

Beckmann: Das Rattenhaus

Kriminalroman

KAPITEL I

Philippsburg, Montag, 11. August, 02.15 Uhr

Das Haus stand am Ende der Straße, und Hauptkommissar Max Beckmann hätte es schwerlich verfehlen können. Es war umstellt von hohen Bäumen, die beschienen wurden vom Blaulicht der Polizeiautos. Auch ein Leichenwagen stand zwischen den Einsatzfahrzeugen. Beckmann fuhr durch den gemauerten Torbogen auf das verwahrloste Gras des weitläufigen Grundstückes, das von einer hohen Natursteinmauer umgeben war. Nicht, dass zu wenig Platz in der Auffahrt gewesen wäre. Sie war gemacht für den großen Auftritt, für die Parade von Maybachs und anderer Gefährte aus großen Zeiten, als man in Jahrtausenden zu rechnen pflegte.

Beckmann stieg aus und ging zu einem imposanten Treppenaufgang. Vor ihm ragte das massive Gebäude in die Dunkelheit des Nachthimmels. Der rechte Seitenflügel des Palazzos wartete schwarz und leblos auf bessere Zeiten, aus dem linken drang Licht durch die Schlitze der Fensterläden nach draußen. Angelockt von der Helligkeit, schwärmten Insekten durch die warme Luft der Sommernacht und warfen tanzende Schatten über den Vorplatz. Beckmann stieg die Stufen hinauf zu einem großen Portal, dessen Türflügel weit geöffnet worden waren.

Auf dem vorletzten Treppenabsatz lag eine tote Ratte. Eine zweite stand über ihr mit nicht mehr viel Leben in sich. Ihr Leib war aufgerissen und die Därme quollen aus ihr heraus. Beckmann glaubte, sie schaue ihn geradewegs an, als bitte sie um Hilfe, wissend, dass es keine geben würde. Sie wandte ihren Blick von ihm ab und ver-

schwand im Haus. Er schüttelte sich und betrat rasch die düstere Eingangshalle. Die Ratte war verschwunden, nur eine Blutspur verlief sich im Dunkeln des Vestibüls.

»Der Führer schließt auf zur Truppe. Ich dachte schon, du kommst nicht mehr«, begrüßte ihn Oberkommissar Probst. Er war ein mittelgroßer, drahtiger Mann Anfang dreißig, den stets eine nervöse Energie umgab, als machte er sich jeden Moment auf eine Katastrophe gefasst oder auf die Gelegenheit, beruflich voranzukommen. Er hatte sich einen weißen Einweg-Overall übergezogen.

»Was machst du um diese Uhrzeit, dass du nicht pünktlich sein kannst?«, fragte Probst den Vorgesetzten. Doch Beckmann reagierte nicht auf ihn, wandte sich nach links und ging in den großen Saal. Der Gestank schlug ihn nieder. Er nahm das von Probst gereichte Taschentuch. Es war in Eukalyptusöl getränkt, das seine Nase beruhigte. Auch Beckmann zog sich einen Schutzanzug über.

»Eine Stunde, habe ich gesagt. Das war vor einer Stunde.«

»Deine Uhr geht nach«, erwiderte Probst.

»Dann wäre es immer noch eine Stunde«, sagte Beckmann und ging weiter in den Raum hinein. »Ist die Billerbeck da?«

»Vor einer halben Stunde gegangen«, erwiderte Probst. »Ich hatte die Situation im Griff.«

»Schön für dich, dass die Staatsanwältin den Eindruck hatte.«

»Im Gegensatz zu dir, weiß sie meine Fähigkeiten zu schätzen.«

»Sie muss nicht mit dir arbeiten«, sagte Beckmann bei-läufig und lief an den Mitarbeitern der Kriminaltechnik vorbei, nickte zufrieden, als er sah, dass der Dauerdienst ordentlich gearbeitet hatte. Das Team war vollständig und

tat seine Arbeit. Er begrüßte kurz Schneider, den Leiter der Kriminaltechnik.

Der Saal glich der Müllhalde einer sehr reichen, sehr schmutzigen Gemeinde. Er war nicht groß genug, um darin ein Polomatch auszutragen, doch viel fehlte nicht. Der Raum war hoch, sodass sich Beckmann fühlte wie in einer Kirche. Es war ein Raum, der die Menschen darin auf ein Liliputmaß reduzierte, der einschüchtern und beeindrucken sollte. Daran änderten auch die diversen Sitzgruppen nichts, die sich im Saal verloren. Beckmann sah Möbelstücke, die – da war er sicher – einst ein Vermögen gekostet hatten, ohne von Geschmack zu zeugen. Vor ihm spie eine schwere Couch ihre Innereien aus. Die linke Hälfte war gänzlich entblößt, in der rechten, nahezu unversehrten, war ein farblich passendes Kissen angerichtet, das, wie Beckmann hätte schwören können, akkurat platziert worden war mit einem Knick in der Mitte, wie es sich gehörte. Um das Sitzmöbel gruppierten sich Holzkisten und Pappkartons, übereinandergestapelt, mitunter geöffnet, manche verschlossen, manche ausgepackt, ihr Inhalt auf dem Boden verteilt. Dazwischen und auf dem Sofa gegenüber lagerten Dutzende papierbrauner Zwanzigkilo-Säcke, nebeneinander und übereinander. In ihre Leiber waren Wunden geschlagen worden, aus denen sich braune Pellets in die Umgebung ergossen.

»Was ist das?«, fragte Beckmann.

»Futter!«

»Futter?«

»Kaninchenfutter, Meerschweinchenfutter, Vogel-, Hasen-, Hamster-, Hundefutter, suchen Sie es sich aus, Herr Hauptkommissar. Das Haus gleicht in seiner Gänze dem Lager einer mittelgroßen Tierfutterhandlung. Futter in allen Variationen, un-, vor- und nachverdaut.«

»Das erklärt einiges!«, sagte Beckmann.

Er sah sich weiter um. Der Saal war aufgeheizt von den Lampen der Kriminaltechnik, und der Schweiß stand ihm auf der Stirn, rann ihm nass den Rücken hinunter. Die Techniker knieten auf einem wahrscheinlich wertvollen, alten und ausnehmend schmutzigen Teppich. Auch die Männer der KT hatten sich Tücher umgebunden.

»Wo ist die Leiche?«, fragte Beckmann und nahm die von Probst gereichten Latexhandschuhe.

»Folgen Sie mir, Herr Hauptkommissar, ich bin gespannt auf dein Expertenurteil«, antwortete Probst und verließ den Raum. Beckmann schloss sich dem Kollegen an.

»Vielleicht macht jemand ein Fenster auf«, sagte er im Gehen. Das süß-metallische Aroma des Blutes lag auf Beckmanns Geruchsnerven wie der Gestank von Verwesung, von Schweiß, Urin und Kot, der sich in die Wände des Hauses gefressen hatte, in die Böden und in den Unrat, der alles umstand.

Er war froh, wieder in den Eingangsbereich zu treten. Auch hier stapelten sich Tierfuttersäcke, Kartons und Möbelstücke. Ein kolossaler Stufengang schwang sich in das Dunkel der oberen Stockwerke. Sie gingen an der Treppe vorbei und nahmen eine Stiege, die nach unten führte. Beckmann und Probst betraten eine Küche, in der man für eine Hundertschaft Bereitschaftspolizisten hätte kochen können. Im Gegensatz zum oberen Stockwerk war sie nahezu leergeräumt. Nur der fettverkrustete Herd und das schmutzige Geschirr in der Spüle verrieten, dass der Raum benutzt worden war. Die Fäulnis des Hauses war auch hier präsent, überlagert vom Gestank frischen Kotes.

Vor ihm dominierte die Rechtsmedizinerin die Szene. Gewöhnlich beschränkte sich ihr Aufgabenbereich auf den Obduktionssaal, in dem sie die Leichen in Augen-

schein nahm. Erst als ihr Beckmann am Telefon gesagt hatte, wer das mutmaßliche Opfer war, hatte sie sich bereit erklärt, eine Ausnahme zu machen und war persönlich am Tatort erschienen. Wie Beckmann war sie in Philippsburg aufgewachsen und wusste um die Prominenz der Hollsteins, wusste, dass dies kein gewöhnlicher Fall sein würde.

Marie Luise König war ein majestätisches Weib. Sie hatte sich über den langen Küchentisch gebeugt und machte sich an der Leiche zu schaffen. Beckmann genoss den Schwung ihres Hinterteils, bevor er sich dem Mordopfer zuwandte. Man musste kein Mediziner sein, um zu erkennen, dass die Frau, die vor ihm auf dem Tisch lag, nicht mehr am Leben war. Auch war offensichtlich, was ihren Tod verursacht hatte. Der Täter hatte ihr den Schädel zertrümmert, der jetzt in einem Nest gallertiger Hirnmasse auf der Tischplatte ruhte: Die Schläfe war eingedrückt, weiße Knochensplinter ragten aus der Wunde an der Seite des Kopfes, die fahle Haut und die schmutziggroßen Haare waren blutverkrustet. Und wo sich einst ihr Gesicht befunden hatte, thronte nun ein großer, stinkender Kothaufen.

»Da hat jemand drauf geschissen«, rief eine Stimme aus der hinteren Reihe. Die Kollegen von der Kriminaltechnik lachten.

Beckmann wandte sich um und fokussierte den Posenreißer. »Macht, dass ihr rauskommt!«, sagte er scharf.

Der Raum leerte sich bis auf Beckmann, Probst und König. Probst hätte es vorgezogen, sich den Kollegen anzuschließen. Er gab gern den Zyniker, konnte aber kein Blut sehen.

Beckmann trat an den Tisch. Die alte Frau vor ihm war nackt. Ihr Leib erinnerte ihn an den Körper einer fetten Puppe, deren Glieder ein rabiates Kind verdreht hatte.

Der rechte Unterschenkel stand in einem unnatürlichen Winkel ab. Die Beine waren offensichtlich gebrochen worden, ebenso die Arme, die ausgestreckt neben dem Kopf lagen. Der Täter hatte die Handgelenke mit Seidenstrümpfen an zwei Tischbeine gebunden. Beckmann schüttelte den Kopf, als er das wellige Hakenkreuz auf dem Bauch der alten Dame untersuchte. Er drehte sich um, weil er dachte, etwas zu hören, abseits des Lichts, das von den Scheinwerfern ausging. Er horchte, konnte indes den Ursprung des Geräuschs nicht orten.

»Irgendein neues Nazi-Ritual?«, fragte er König.

Weder König noch Probst antworteten.

Beckmann deutete auf die Bruchstellen. »Postmortal?«

König schenkte ihm einen kurzen Blick. »Eindeutig«, sagte sie.

Beckmann besah sich den Körper näher. »Ist das Blut?« Er deutete auf das Hakenkreuz. »Was meinst du, Probst?«

Der Angesprochene antwortete nicht. Beckmann nickte befriedigt, als Probst keine Anstalten machte, näher an den Tisch zu treten.

König rettete den Kollegen: »Wahrscheinlich nicht«, sagte sie. »Müssen wir im Labor untersuchen.«

»Das dürfte dich interessieren«, meldete sich Probst zu Wort, der bemüht war, Boden gutzumachen. Er leuchtete mit seiner Taschenlampe auf die Küchenwand.

So sterben Veräterschlamben! gez HH, stand dort in großer Kinderschrift. Beckmann ließ sich von Probst die Lampe reichen und trat näher an die Wand heran, um das Geschriebene zu untersuchen. Die braunen Buchstaben wirkten unbeholfen, als habe sie ein Erstklässler geschrieben.

»So richtig gescheit ist unser Täter nicht!«, kommentierte Probst.

»Oder er will uns für dumm verkaufen«, erwiderte Beckmann und wandte sich wieder der Leiche zu. Die

großen Brüste der alten Frau hingen schwer und verletz-lich über ihren Körperrand. Beckmann sah, dass sie über-sät waren mit Wunden unterschiedlicher Größe und Tiefe. Er zog seine Lesebrille aus der Brusttasche seines Hemdes und beschaute sich die Verletzungen näher.

»Ich wusste schon immer, dass du krank bist«, sagte König, ohne die Augen von ihrer Arbeit abzuwenden.

Beckmann ging nicht auf sie ein. Probst zog sich wei-ter in den Hintergrund zurück.

Beckmann deutete auf die tiefen Wunden im Fleisch der Brüste: »Hast du dir das angesehen?«

»Hab ich«, sagte die Medizinerin.

»Und?«

»Kann ich noch nicht sagen. Es sind keine Schnittver-letzungen, die Ränder sind ungleichmäßig.«

»Irgendeine Vermutung?«

»Wahrscheinlich die Ratten«, entgegnete König.

Beckmann zog die Brille ab. Es war still im Raum. Wieder war ihm, als hörte er ein unbestimmtes Geräusch, das aus den dunklen Ecken zu kommen schien. Er achtete nicht weiter darauf und stellte sich hinter König, die die Haut an den Bruchstellen des rechten Beines untersuchte.

»Sag mir, wer ist hier krank?«, flüsterte er ihr durch die Kapuze ins Ohr, doch sie ignorierte ihn: Ihre Hände gin-gen unbeeindruckt ihrem Handwerk nach.

Er winkte Probst zu sich und deutete auf die Brüste des Mordopfers.

»Ist das fotografiert worden?«

Probst nickte.

Beckmann hatte sich Empfindlichkeiten am Tatort ab-gewöhnt, doch als König der alten Frau eine lange, breite Stumpenkerze aus der Scheide zog, hatte er Verständnis für den Kollegen, der eilig hinauf ins Freie strebte.

Sie standen auf der Treppe und schauten auf den Vorplatz. Probst hatte wieder etwas Farbe im Gesicht. Beckmann streifte die Kapuze seines Schutzanzugs ab. »Wer hat sie gefunden?«, fragte er.

»Komm mit«, sagte Probst.

Er führte seinen Chef auf den Vorplatz und deutete auf einen jungen Streifenpolizisten, auf dessen Unterarm ein junger Hund Platz genommen hatte.

»Er!«

Der Polizist sprach leise mit dem Tier, bewegte den Arm sachte von links nach rechts, als wiege er ein Kind mit Bauchweh. Der Körper des Welpen war entspannt. Soweit Beckmann sehen konnte, hatte er ein pelziges Fell und kurze, dicke, krumme Beine. Das Tier sah ihn aufmerksam an.

»Du machst das gut, Kurt«, sagte Beckmann zu dem Kollegen.

»Das einzige, was ihn einigermaßen ruhigstellt, Max. Er hat uns alle verrückt gemacht mit seinem Gebell.«

»Hervorragende Arbeit, junger Mann! Der Hauptkommissar ist beeindruckt«, sagte Probst, der sich wieder auf sicherem Terrain wähnte.

»Nimm dir ein Beispiel, Probst«, sagte Beckmann mit säuerlichem Lächeln.

Schutzmann Kurt schien die Spannung zwischen den höheren Dienstgraden zu bemerken und versuchte abzulenken: »Die Nachbarn haben uns gerufen, weil sie das Gekläff nicht mehr ertragen haben«, sagte er. »Bei dem Wetter hatten sie die Fenster aufgemacht.«

»Wann war das?«, fragte Beckmann.

»23.53 Uhr. Er hat immer noch gebellt, als wir gekommen sind. Die Tür stand offen, und das Licht hat gebrannt. Ich hab sofort den Dauerdienst gerufen, als ich die Leiche gesehen hab.«

»Kluger Bursche«, sagte Beckmann. »Zum Kotzen bist du hoffentlich rausgegangen.«

»Selbstverständlich! Schon wegen der Spuren.«

»Da sag noch einer, auf der Polizeischule lerne man nichts. Sehr gut, Kurt!«

Der Streifenpolizist nickte. »Die Nachbarn sagen, sie hätten vorher nie einen Hund gehört.«

»Sie haben auch sie nicht zu Gesicht bekommen«, ergänzte Probst. »Scheinbar war sie ein selbstgenügsames Herzchen.«

Beckmann warf dem Kollegen einen Blick zu. »Habt ihr euch schon umgesehen? Sieht's überall aus wie in dem Saal?«, fragte er Kurt.

Probst fühlte sich angesprochen: »Kannst du sagen, Beckmann. Das Haus ist eine Müllkippe.«

Die Männer sahen, wie König die Eingangstreppe hinabschritt. Sie trat auf wie ein Weib aus einer Wagner-Oper, es fehlte nur der Helm. König hatte sich umgezogen und ihre Taschen gepackt. Sie trug ein türkisfarbenes Etui-kleid. Eigentlich war sie zu üppig, um es so eng zu tragen. Ihr stand es jedoch wie einem Krieger die Rüstung.

Beckmann ging ihr entgegen. »Das wäre nun wirklich nicht nötig gewesen«, sagte er, küsste sie leicht auf die Wange, was sie huldvoll ertrug.

»Ihr könnt sie jetzt mitnehmen«, sagte König zu den Männern vom Beerdigungsinstitut, die auf dem Vorplatz auf ihr Stichwort warteten.

»Ich weiß, was du gemacht hast«, sagte sie leise zu Beckmann. »Hast du keine Dusche?«

»Keine Zeit, wenn die Pflicht ruft«, entgegnete er.

König ging über den Platz zu ihrem Audi. Sie startete den Wagen und verließ zügig das Gelände, ohne die Polizisten zu beachten. Die drei Männer blieben vor der Tür stehen. Beckmann zündete sich eine Zigarette an. Nie-

mand sagte etwas, bis die Leichenträger den Leib der alten Frau ins Freie befördert hatten. Sie sahen ihnen zu, wie sie den grauen Kunststoffsarg in den Wagen schoben, die Türen verriegelten und einstiegen. Der Dieselmotor sprang an, und das Fahrzeug verließ das Grundstück durch das große Tor.

»Dahin geht Johanne Hollstein, dahin gehen mehr als zwei Milliarden Euro«, sagte Beckmann. »Und nichts davon kann sie mitnehmen.«

Das Motorengeräusch verebbte in der Nacht, und es war wieder still.

»Woher kennst du das Opfer?«, fragte Probst, als sie zurück ins Haus gingen. Kurt folgte den Kollegen, immer noch mit dem Hund auf dem Arm.

»Jeder Philippsburger kennt die Hollsteins«, antwortete Beckmann und überblickte den Saal, in dem der Mord geschehen sein musste. Die Scheinwerfer waren ausgeschaltet worden. Es schien dunkel, wenngleich in den drei Kronleuchtern einige Glühbirnen brannten. Die Mitarbeiter der Kriminaltechnik hatten sich vorerst zurückgezogen, und Beckmann hatte den Ort des Geschehens für sich. Er brauchte die Ruhe, um sich auf den Tatort zu konzentrieren. Fast hätte man sagen können, er genoss diesen Moment wie ein Schauspieler, der nach der Vorstellung das leere Theater betrat, um dem Stück nachzuspüren, das gegeben worden war. Wieder glaubte Beckmann, ein Geräusch zu hören, doch es blieb mehr ein Gefühl denn akustische Wahrnehmung.

Der große Raum war hoch und weitläufig trotz der Kisten und Möbel, die überall herumstanden, ein Raum, gedacht für den großen Empfang mächtiger und wichtiger Menschen, die ihre Sektkelche spazieren führten, welche ihnen von weißbeschürzten Dienstmädchen mit einem artigen Knicks gereicht wurden. Beckmann sah einen

imposanten, halbblinden, in Gold gefassten Spiegel, vor dem sich die Futtersäcke in die Höhe stapelten. An der langen Seitenwand hatten sich einige Gemälde mit korrekt gekleideten Herren in aufrechten Posen versammelt, die unberührt und entschlossen in die Gegend schauten. Aus welchem Grund auch immer hatte sich zu diesen herrischen Kerlen ein Mensch gesellt. Das Gemälde zeigte einen Mann mittleren Alters, der den Blick mehr nach innen, denn auf die Umgebung richtete. Sein Jackett war nicht weniger förmlich, doch er schien sich in ihm wohlfühlen. Er hatte einen freundlichen, etwas schiefen Mund, der lächelte ohne Hintergedanken, ein ganz leises Lächeln, von dem man sich angenommen fühlen konnte. Er passte in diese Reihe wie ein Schoßhund, der in ein Wolfsrudel geraten war.

An der Stirnseite des Raums befand sich ein Schaustück, ohne das man einst nicht auszukommen glaubte, wenn man Eindruck schinden wollte. Ein gewaltiger, in schwarzem Marmor gefasster Kamin dominierte die Wand. Nichts deutete darauf hin, dass darin in letzter Zeit etwas gebrannt hatte. Die Feuerstelle war kalt und ohne Asche. Auf dem Sims waren gerahmte Fotografien aufgestellt, dazwischen stand ein Pokal, auf dessen Deckel ein Adler thronte, der in seinen Fängen ein Hakenkreuz hielt. Darüber prangte Adolf Hitler in Uniform auf einem übergroßen, dilettantischen Gemälde. Der Führerblick bohrte sich starr und herrisch in die Tierfutterberge auf der anderen Seite des Saales.

»Niemand mit so viel Geld lebt in einem Loch wie diesem«, sagte Probst.

»Warum nicht?«, entgegnete Beckmann nachdenklich. »Wenn du Geld hast, kannst du leben, wie du willst. Es gibt reiche Leute, die sammeln ihre Pisse.«

Er ging zu einer der offenen Kisten, die neben dem Kamin standen. Eine von ihnen war voller Bücher. Sie

sahen gewichtig aus, wie sie so dalagen – repräsentative Schaustücke, die wahrscheinlich nie jemand gelesen hatte, schon gar nicht zum Vergnügen. Beckmann zog wieder seine Handschuhe über und nahm ein Buch heraus, dessen Ledereinband angenagt war.

»Die Hollsteins leben, wie es ihnen gefällt«, sagte er, legte das Buch beiseite und nahm sich eine andere Kiste vor. Er griff nach einem hölzernen Spielzeugpferd, das mit blauer Farbe bemalt worden war. Jetzt war der Anstrich blass und rissig, der Schweiß war dünn. Beckmann drehte es. Es stand auf einem Brett mit vier Rädern, die ebenfalls aus Holz gefertigt waren. Er widerstand dem Impuls, die Räder anzustoßen, wie es ein Kind getan hätte. Vorsichtig stellte er das Spielzeug zurück.

»Wenn du alt wirst, rückt die Kindheit näher«, sagte Probst.

»Und manche Leute werden nie erwachsen«, erwiderte Beckmann und ging zum Kamin, wo er nach einer gerahmten Fotografie griff. Sie zeigte eine junge Frau mit einem Sommerhut, den sie mit einer Hand festhielt. Um sie herum gruppierten sich zwei Herren mittleren Alters. Nahe bei ihr stand ein junger Mann. Es schien windig zu sein in der Szene, denn das Kleid klebte an ihrem anmutigen Körper. Die schöne junge Dame lachte wie jemand, für den das Leben noch nicht zur Erinnerung geworden war, wie jemand, der sich nicht vorstellen kann, dass einmal die Lust aus dem Leben weichen könnte – ebenso wie Frohsinn und Hoffnung. Sie war vielleicht fünfzehn oder sechzehn Jahre alt, und ihre gute Laune schien nicht im Geringsten getrübt von den drei Männern in schwarzen Uniformen und Hakenkreuzbinden, die sie mit ihren Blicken verzehrten.

Der kleine Hund knurrte. Beckmann schaute zu Kurt, der den Welpen noch immer auf seinem Arm hielt. Beckmann stellte die Aufnahme zurück. Er ging weiter durch

den Raum, um den bösen Blick Adolf Hitlers hinter sich zu lassen. Das Knurren wurde lauter. Es war erstaunlich tief für einen so kleinen Hund.

Kurt streichelte den Welpen. »Was soll jetzt mit ihm passieren, Max?«, fragte der Streifenpolizist.

»Nun, was tut man in solchen Fällen, Probst?«, fragte Beckmann, fasziniert von einem halbzerstörten Konzertflügel. Er ging näher heran und hob die Tastaturabdeckung.

»Tierasyl, nehme ich an«, antwortete Probst.

»Ist da jetzt noch jemand?«, fragte Kurt.

»Wahrscheinlich nicht«, sagte Beckmann. Die Tastatur war unversehrt und nahezu sauber. Beckmann schlug eine Taste im tieferen Tonbereich an. Ein dumpfer Laut drang aus dem Bauch des Instruments. Er schlug eine weitere Taste an, begeistert von so viel Funktion inmitten des Verfalls. In den Ton des Instruments mischte sich ein zweiter, laut und schrill, wie der Schrei eines entsetzten Kindes. Aus dem Augenwinkel erkannte Beckmann eine Bewegung von etwas, das auf ihn zu schnellte. Instinktiv schlug er mit der Hand dagegen. Bevor die Männer begriffen, was passierte, hatte sich der kleine Hund aus dem Arm des Schutzmannes katapultiert und das Genick einer fetten Ratte durchbissen.

Sie standen auf dem Vorplatz und erholten sich von dem Schrecken. Vielleicht war es der Schrei der Ratte, die sich wild und verzweifelt gegen die Feinde wehrte, protestierte, dass in ihren Lebensraum eingedrungen wurde, vielleicht war es das Graue, Haarige, Spitze dieser Kreatur, vielleicht der nackte, lange Schwanz, was den Menschen mit Abscheu erfüllte – vielleicht war es auch die kollektive Angst vor der Pestilenz, die sich von den Vorfahren bewahrt hatte.

Beckmann rauchte, die anderen hatten die angebotene Zigarette ausgeschlagen. »Du bleibst heute Nacht hier«, sagte er zu Kurt. »Ich schicke dir Verstärkung.«

Der Streifenpolizist setzte den Hund auf die Erde. »Und was wird mit ihm?«

»Er beschützt dich. Denk dir, es wär ein Polizeihund.«

»Das ist nicht dein Ernst, Beckmann?«

»Absolut, Kurt! Du hast doch gesehen, er ist ein Killer.«

»Du willst mich auf den Arm nehmen?«

»Natürlich, Kurt«, sagte Beckmann lachend und legte die Hand auf Probsts Schulter. »Du bringst ihn morgen ins Tierasyl!«

Probst hob die Hände. »Allergie, Beckmann, tut mir leid! Sonst gerne. Du weißt, ich bin immer da, wenn es unangenehm für dich wird!«

Es war 2.42 Uhr in der Nacht des 10. auf den 11. August, als Kriminalhauptkommissar Max Beckmann auf den Hund kam.



Bert Mosch lag quer auf einem altmodischen Polstersessel und ließ den Rauch aus seiner Lunge strömen. Er wartete darauf, dass ihn der Joint beruhigen würde. Die Ereignisse der Nacht tobten in seinem Kopf wie das Speed, das er zuvor genommen hatte. Die Amphetamine trieben seinen Herzschlag noch immer in die Höhe. Cannabis war zu schwach. Bert überlegte, ob er etwas Stärkeres einwerfen sollte, doch die Erinnerung an die letzten Stunden gefiel ihm zu sehr, als dass er sie betäuben wollte. Es hatte Spaß gemacht, die Alte zu verprügeln, mit ihr zu spielen. Dumm nur, dass sie schon tot war. Besonders stolz war er auf seinen Einfall, ihr aufs Gesicht zu kacken. Der krö-

nende Abschluss, ein Geniestreich! Auch die Botschaft an der Wand war gut, doch nicht so geil wie der Haufen im Gesicht der Alten.

»Ich bin ein Genie!«, schrie er und katapultierte sich auf die Füße. Seinen dünnen Körper drängte es nach Bewegung. Er begann, hektisch im Wohnzimmer auf und ab zu gehen, trat an die geöffnete Schiebetür zur Terrasse, nahm noch einen Zug. Es hatte kaum abgekühlt in der Nacht, und Bert schwitzte.

Linda Bürger fluchte: »Scheiße!«, schrie sie betrunken. »Scheiße! Scheiße! Scheiße!«

Bert nahm seine Wanderung durch den Raum wieder auf.

»Reg dich ab!«, herrschte Thyra von Greifwald die Freundin an, die im Sofa gegenüber saß. Thyra machte eine bestimmende Bewegung zu Bert hin, der ihr den Joint gab. Sie inhalierte tief und reichte die Tüte über den Tisch.

»Nimm einen Zug!«, kommandierte sie. »Das beruhigt!«

Linda ignorierte Thyra. »Ich will mich nicht beruhigen!«, zeterte sie. »Scheiße! Wie kann man nur so *blöd* sein! Schlägt die Alte tot! Bevor sie das Testament ändern kann! So blöd kann man nicht sein!«, schrie sie Judith an, die neben ihr in den Polstern kauerte.

»Sagt die Richtige!«, erwiderte diese trotzig.

Linda gab ihr eine Ohrfeige, die die junge Frau ertrug wie eine verdiente Strafe.

Bert nahm den Joint wieder an sich und deutete hinüber zu Judith.

»Linda hat recht!«, sagte er. »Die Fotze hat's vermasselt.«

Er nahm einen nervösen Zug, dann gab er die Tüte an Thyra weiter.

»Ihr wart nicht dabei!«, rechtfertigte sich Judith. »Die Schlampe hat mich angegriffen! Beschimpft hat sie mich, und sie hat Rudi getreten!«

»Musst du ihr gleich den Schädel einschlagen?« Linda hämmerte sich mit dem Handballen an die Stirn. »So blöd kann man gar nicht sein!«

»War doch keine *Absicht*, du dumme Kuh!«, rechtfertigte sich Judith, worauf sie sich eine weitere Ohrfeige fing.

»Das hat wehgetan!«

»Heul nicht! Das hast du dir verdient!«, wies Thyra sie zurecht. Sie nahm einen letzten Zug, dann drückte sie den Joint in den vollen Aschenbecher.

»Hast du!«, bestätigte Bert.

Thyra winkte ihn zu sich. Er gehorchte und blieb vor ihr stehen. »Aber wir haben's hingekriegt! *Du* hast's hingekriegt, mein Großer.« Sie lächelte, als sie Berts harten Penis bearbeitete, der sich unter seiner Jeans abzeichnete. Bert beugte sich zu ihr hinunter, steckte ihr die Zunge in den Mund und fuhr ihr zwischen die Beine.

»Hast du gut gemacht«, sagte Thyra, als sie ihren Mund wieder für sich hatte. Sie ließ sich eine Weile befummeln, stieß Bert dann aber zurück.

»Fick ihn!«, befahl sie Judith.

»Fick das Schwein selbst! Ihr passt gut zusammen!«

»Das war keine Bitte!«

»Fick ihn selbst!«, heulte Judith.

Mit einer elastischen Bewegung glitt Thyra aus dem Sofa, griff sich mit der rechten Hand die Weidenrute, die auf dem Tisch lag, mit der linken packte sie Judith bei den Haaren und schleifte sie über den Boden. Judith schrie, als Thyra die Rute über ihren Rücken zog. Sie wehrte sich, doch Thyra zwang sie in die Knie, schlug sie wieder. Mit kindlicher Freude verfolgte Bert das Geschehen, die Hand in der Hose. Auch Linda hatte aufgehört, sich leidzutun.

»Steh auf!«, befahl Thyra.

Judith zögerte.

Thyra schlug mit der Rute in ihre Hand. »Steh auf, sag ich!«

Judith gehorchte wimmernd, als ihre Herrin die Gerte hob.

»So ist gut!«, lobte Thyra.

Sie umarmte Judith, redete leise auf sie ein, strich ihr sachte über die Haare. »Zieh dich aus, mein Schatz«, sagte Thyra sanft.

Judith schaute sie an und gehorchte, nachdem ihr Thyra aufmunternd zugenickt hatte.

»Du bist ein wirklich sehr hübsches Mädchen! Weißt du das?«, sagte Thyra zärtlich.

Judith senkte den Blick.

Thyra küsste sie wieder und streichelte ihr Gesicht. »Es geht doch!« Ihre Hand wanderte über Judiths großen Busen zu ihrer nackten Körpermitte, wo sie begann, den Kitzler der jungen Frau zu massieren.

»Na, siehst du!«, sagte Thyra, als sie spürte, wie Judith feucht wurde. »Alles wird gut.«



Beckmann stand am offenen Fenster seines Wohnzimmers. Er rauchte und schaute hinunter auf die leere Straße. Er konnte nicht schlafen, zu voll war sein Kopf von dem, was er in der Nacht erlebt hatte. Er schnickte die abgerauchte Zigarette auf die Straße, bemüht, den Gully zu treffen. Er verfehlte ihn und nahm sich vor, die Kippe zu entsorgen, wenn er am Morgen ins Präsidium fahren würde. Der Hund schlief zu seinen Füßen, doch er war hellwach, sobald sich Beckmann regte.

Die Nacht hatte keine Abkühlung gebracht. Die Häuser, der Asphalt strahlten noch immer von der Hitze der letzten Wochen. Das Thermometer stand bei mehr als 25

Grad, und der kommende Tag sollte so heiß werden wie seine Vorgänger. Die Stadt stöhnte unter dem Jahrhundertsommer, wie die Zeitungen schrieben. Sie forderten die Menschen auf, ausreichend Flüssigkeit zu sich zu nehmen, vor allem die älteren, von denen einige bereits gestorben waren, weil sie zu wenig getrunken hatten.

Beckmann hatte dem Hund eine Schüssel mit Wasser hingestellt, zu Fressen gab es nichts für ihn. Der Kühlschrank war leer – abgesehen von zwei Flaschen Bier und einem Stück Butter. Beckmann hatte die letzten Tage auswärts gegessen mit einer Frau, die mit dem Gedanken spielte, ihren Mann zu verlassen. Sie war herzerreißend schön und auf eine traurige Weise fröhlich, als könnte sie so herausfinden, was sie mit sich und ihrem Leben anfangen wollte. Wenn sie miteinander schliefen, war es wie ein langer Abschied: Jeder mühte sich, alles richtig zu machen, ohne dass einer dem anderen geben konnte, was er oder sie wollte oder brauchte. Sie liebten einander nicht, aber seine Anwesenheit ersparte es ihr, allein auf ihren Mann zu warten, bis er von seiner Geschäftsreise nach Hause kommen würde. Und so ging es ihm auch, wenn der Abend in die Nacht kroch, und er mit sich nichts anzufangen wusste.

Wenn ihm nur die eigene Gesellschaft blieb, war er sich fremd. Er brauchte ein Gegenüber, am besten ein weibliches. Männer langweilten ihn, stießen ihn oft ab in ihrer Grobheit. Männer waren hässlich, fand er. Wenn er sich im Spiegel besah, war er manchmal überrascht, dass sich Frauen zu ihm hingezogen fühlten. Er war groß und recht drahtig für Anfang vierzig, hatte ein paar Muskeln an den richtigen Stellen und genügend Haare auf dem Kopf. Dennoch fiel es ihm schwer, seinen Körper gutzuheißen. Nur wenn eine Frau ihn berührte, fühlte er sich in ihm aufgehoben. Vielleicht war es, wie die Griechen dachten, dass die Götter einst die Menschen in Mann und Frau

geteilt hatten, und diese seither auf der Suche waren nach der anderen Hälfte, die ihnen verloren gegangen war.

Die Frau, die sich trennen wollte, war nicht die Hälfte, die Beckmann suchte. Er hatte die Beziehung am Abend beendet, als er nackt auf ihrer Bettkante saß. Sie hatten es kommen sehen, jeder hatte gewartet, dass der andere aussprach, was beide fühlten: In der hitzigen Nähe ihrer Berührung waren sie sich fremd geblieben. Keiner wusste etwas zu sagen. Er zog sich schweigend an, sie sah ihm schweigend dabei zu. Er gab ihr einen letzten Kuss und verließ leise die Wohnung wie ein Einbrecher, der sich mit leeren Händen davonschlich.

Es war keine neue Erfahrung für ihn, denn mit keiner Frau war er lange zusammengeblieben. Nicht, dass er untreu gewesen wäre. Es war mehr eine Unruhe, die ihn befahl, sobald es darum ging, ein neues Leben einzurichten. Dann floh er, weil keine die Richtige, keine unter ihnen war, in der er sich wiedergefunden, die aus ihnen beiden ein Ganzes gemacht hätte.

Er lag auf seinem Bett. Der Hund hatte sich neben ihn gelegt und ruhte mit dem Kopf auf Beckmanns nacktem Bauch. Das graue Licht der Dämmerung stahl sich durch die offenen Fenster, als er den Kopf des Tieres streichelte, froh, dass jemand bei ihm lag.



Benno von Greifwald saß alleine in seinem Arbeitszimmer. Draußen lärmten die Dschungeltiere, die er nicht mehr hörte, zu lange hatte er in den Tropen gelebt. Die Dämmerung hatte eingesetzt, als sein Telefon klingelte. Er nahm ab, ohne seinen Namen zu nennen, hörte wortlos zu, was der Anrufer zu sagen hatte.

Es klopfte an die Tür.

»Ja!«, sagte der alte Mann schneidend, ohne den Hörer vom Ohr zu nehmen. Er achtete nicht auf die Frau, die ihm eine Tasse Tee brachte. Sie stellte das heiße Getränk auf seinen Schreibtisch. Er nickte beiläufig, dann verließ sie das Arbeitszimmer. Besondere Mühe gab sie sich, die Tür leise zu schließen. Der alte Herr reagierte ungehalten auf Geräusche, die andere verursachten.

»Finden Sie das Kennwort!«, bellte er in den Hörer.

Seine Stirn zog sich zornig in Falten. Ihm gefiel nicht, was der Anrufer sagte.

»Sie *muss* es haben, Bürger! Finden Sie es, bringen Sie es mir!«

Ohne auf eine Antwort zu warten, legte er auf.